

Aufbrüche in ländlicher Diaspora?! – Erfahrungen aus Ost- bzw. Mitteldeutschland

von *Thomas Schlegel*

Ostdeutscher Protestantismus in der Diaspora

Wer sich auf die Spur des Protestantismus in Ostdeutschland begibt, ahnt schnell, dass es sich um ein weitgehend ländliches¹ Phänomen handelt: Überall ragen Kirchtürme in den Himmel, die Gemeinden sind überschaubar, Ballungszentren gibt es kaum. Obwohl die Reformation von den Städten ausging, gewinnt man hier nicht den Eindruck eines „urban event“.²

Ein vertiefter Blick bestätigt die anfängliche Wahrnehmung. Allein der Flächenanteil spricht eine deutliche Sprache: So können 71 % der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz (EKBO) dem ländlich-sehr peripheren und -peripheren Raumtyp³ zugeordnet werden, 70 % der Evangelischen Kirche in Mitteldeutschland (EKM) und 73 % der Nordkirche fallen ebenfalls einem dieser beiden Raumtypen zu – wobei die Karte verrät, dass die Kirchenkreise Mecklenburg und Vorpommern für diesen hohen Wert verantwortlich sind.⁴ Der Vergleich mit anderen Landesteilen macht deutlich,

¹ Das Konstrukt „Land“ kann hier nicht eigens diskutiert werden: Die sonst übliche Eingangsbemerkung, dass es „das Land“ gar nicht gibt und man von ländlichen Räumen im Plural sprechen müsse, wird hier als bekannt vorausgesetzt. In Fachkreisen weiß man schon lange, dass Land „weniger denn je eine einheitliche Raumkategorie“ darstellt (vgl. Raumordnungsbericht 2005, Bonn 2005, 203). Dennoch mache ich in einem pragmatischen Sinn Gebrauch davon; gerade weil dieser Beitrag auf die Praxis zielen soll.

² So hatte bspw. Arthur G. Dickens die Reformationsbewegung prägnant charakterisiert (The German Nation and Martin Luther, London 1976, 182).

³ Die Raumtypisierung folgt den Raumtypen 2010 des Bundesinstituts für Bau-, Stadt- und Raumforschung (https://www.bbsr.bund.de/BBSR/DE/forschung/raumbbeobachtung/Raumabgrenzungen/deutschland/gemeinden/Raumtypen2010_vbg/Raumtypen2010_LageSied.html). Sie sind eines der gängigen Konzepte, um den Raum in Deutschland zu strukturieren. Sie beziehen sich auf die „wesentlichen räumlichen Strukturmerkmale: Dichte und Lage“, die verschieden abgestuft ins Verhältnis gesetzt werden.

⁴ Die Zahlen entstammen Berechnungen von Martin Alex. Er hat sie im Rahmen seiner Dissertation erstellt und in dem Kapitel „Kirchliche Entwicklungen in peripheren ländlichen Räumen“ erörtert. Leider ist das Werk nicht veröffentlicht worden. Grundlage für die Berechnungen stellen Zahlen aus dem Zensus 2011 (vgl. <http://bit.ly/1sSBwW8>) und der Statistischen Abteilung der EKD dar. Obwohl die Zahlen nicht mehr aktuell sind, dürfte sich an den Verhältnissen wenig geändert haben. Es ist zu erwarten, dass sich die Diasporasituation sogar noch verschärft hat.

dass es sich hier tatsächlich um ein Spezifikum zu handeln scheint: Lediglich 7 % des Einzugsgebiets der Westfälischen, 17 % der Hessen-Nassauischen und 14 % der Pfälzischen Landeskirche lassen sich als ländlich-sehr periphere und ländlich-periphere Räume ausweisen. 51 % der mitteldeutschen Gemeindeglieder leben auf dem Land; also nur 49 % in städtischen oder verdichteten Gebieten. Das ist ein EKD-weiter Spitzenwert⁵ und deutet auf das Fehlen großer Städte hin, im Unterschied z. B. zur EKBO, wo bedingt durch die Metropolregion Berlin immerhin 83 % der Evangelischen in Städten wohnen. Auch andere Zahlen in der EKM unterstreichen ihre Ländlichkeit – und Kleinteiligkeit: Hier befinden sich 3.971 Kirchengebäude bzw. Kapellen (ca. 1/5 der EKD); es existieren (bei insgesamt 637.000 Gemeindegliedern) über 3.000 Kirchengemeinden mit 1.766 Gemeindekirchenräten, wobei 515 der Gemeinden aus weniger als 100 Mitgliedern bestehen.⁶

Es besitzt also einige Evidenz, wenn man bei der evangelischen Kirche in Ostdeutschland von einer Diasporasituation ausgeht. Diaspora soll dabei zunächst rein geographisch als fehlende Dichte oder Verdünnung verstanden werden. Die soziologischen Diskurse um Peripherisierung⁷ verweisen darauf, dass damit nicht selten eine gesellschaftliche Randständigkeit verbunden ist, die einerseits mit fehlender Aufmerksamkeit, andererseits mit dem Emporspriessen von Zerrbildern einhergeht.⁸ Auch religionsgeographisch bzw. -soziologisch lässt sich von einer Diasporasituation ausgehen. In Mitteleuropa (Gebiet der EKM) sind 15,3 % der Einwohner Mitglied der evangelischen Kirche.⁹ Ich möchte im Folgenden auf eine weitere theoretische Auseinandersetzung mit dem Konzept Diaspora verzichten und es pragmatisch gebrauchen – allerdings in der angedeuteten Mehrdimensionalität: Es handelt sich nicht nur um eine *säkulare*, sondern auch eine *geographische* bzw. *soziale* Zerstreuung, von der bezüglich des ostdeutschen Protestantismus ausgegangen werden kann – zumindest, wenn man den Großteil des Gebiets berücksichtigt und gleichzeitig Berlin ausblendet.

⁵ Im EKD-Durchschnitt leben 14,2 % der Gemeindeglieder in ländlich-peripheren oder ländlich-sehr peripheren Flächen (vgl. Alex, Entwicklungen, s. Anm. 3).

⁶ Ich danke Andreas Kemkowsky im Landeskirchenamt der EKM für die Zuarbeit der Zahlen. Sie spiegeln den Stand vom 1.1.2022 wider.

⁷ Immer noch prägnant: Eva Barlösius/Claudia Neu, Peripherisierung – eine neue Form sozialer Ungleichheit, Berlin 2008.

⁸ Markant dazu der Essay von Sigrun Langner, Rurbane Landschaften. Landschaftsentwürfe als Projektionen produktiver Stadt-Land-Verschrankungen, in: Land und Ländlichkeit (APuZ 46-47/2016), 41–46.

⁹ Vgl. Anm 5.

Diese Basisannahmen lassen einen düsteren Zustand des Glaubens vermuten. Bei einer multiplen Randalage erwartet man eher eine geringe Vitalität und schwache Resilienz der Gemeinden: Ein verwitterter Schaukasten mit einem ausgebleichen, schräg hängenden Plan lädt zu dem dürftigen Gemeindeleben ein und wird so zum Symbol einer Kirche, die ihre besten Zeiten hinter sich hat. Auch wenn solche Imaginationen von Erfahrungen gedeckt sind, in der Breite und Pauschalität trügen sie: Denn Klein-Sein geht nicht mit Traurigkeit einher; Alt-Sein heißt nicht Leblosigkeit, und wenn etwas selten ist, muss es nicht bedeutungslos sein. Doch auch abgesehen von dem Charme des zweiten Blicks gibt es regelrechte Neuanfänge in ländlicher Diaspora: Älteste nehmen das Heft selbst in die Hand, neue Allianzen führen zu ungeahnter Lebendigkeit, der Glaube findet andere Wege an anderen Orten. Solche Beispiele sind hauptsächlicher Gegenstand dieses Beitrags. Sie sollen exemplarisch vorgestellt und analysiert werden. Die Diasporasituation wird dabei den Hintergrund bilden bzw. ist zu fragen, ob und wie beides zusammenhängt: Aufbruch und Zerstreung.

Mit der Klassifizierung als Aufbruch entsteht der Bedarf nach einer weiteren Begriffsklärung, die ebenfalls in aller Kürze erfolgen soll. Aufbruch trägt hier die Konnotation von Neuanfang, der allerdings nicht theologisch-geistlich¹⁰, sondern als *soziale Innovation in der Kirche* gedacht wird. Unter diesem soziologisch beschreibbaren Phänomen versteht man „eine von bestimmten Akteuren bzw. Akteurskonstellationen ausgehende intentionale, zielgerichtete *Neukonfiguration sozialer Praktiken* in bestimmten Handlungsfeldern bzw. sozialen Kontexten mit dem Ziel, Probleme oder Bedürfnisse besser zu lösen bzw. zu befriedigen, als dies auf der Grundlage etablierter Praktiken möglich ist.“¹¹ Solcher Neukonfiguration haftet ein gewisser Neuigkeitswert an, wobei dieser vor allem am Kontext zu messen ist: So etwas gab es hier noch nicht. Soziale Innovationen sind ohnehin „sehr viel *kontextabhängiger* und in ihrer konkreten Ausprägung spezifischer als technologische.“¹² „Dementsprechend kann man soziale Innovationen als geeignete Mittel betrachten, gesellschaftlichen Herausforderungen zu begegnen.“¹³ Sie entstehen „bei zunehmender

¹⁰ Um diese wünschenswerte Dimension eines kirchlichen Neuanfangs zu beschreiben, fehlen schlicht Kriterien, die sich einigermaßen etabliert hätten.

¹¹ Howaldt, Jürgen/Schwarz, Michael, *Soziale Innovation – Konzepte, Forschungsfelder und -perspektiven*, in: Howaldt, Jürgen/Jacobsen, Heike, *Soziale Innovation. Auf dem Weg zu einem postindustriellen Innovationsparadigma*, Wiesbaden 2010, 87–108, 89.

¹² Howaldt/Schwarz, *Soziale Innovation*, 89.

¹³ Gillwald, Katrin, *Konzepte sozialer Innovation*, (Wissenschaftszentrum für Sozialforschung Berlin), Working Paper 00-519, Berlin 2000, 7f. (Download unter <http://bibliothek.wzb.eu/pdf/2000/p00-519.pdf>).

Dysfunktionalität etablierter Praktiken“.¹⁴ Neues gemeindliches Leben – so könnte man übertragen – stellt sich dort ein, wo bisherige Konzepte nicht mehr ausreichend funktionieren. Auch „die Diffusionschancen sozialer Innovationen sind in der Regel dort am größten, wo etablierte Institutionen nicht oder nur marginal agieren“.¹⁵ Beides ist wohl am ehesten dort gegeben, wo die institutionelle Präsenz der Kirche am geringsten und weitmaschigsten ist: in der Peripherie. Schließlich ist „die *Wertebezogenheit* sozialer Innovationen eines ihrer zentralen Kennzeichen.“¹⁶ Sie sind am Gemeinwohl orientiert, führen zu breiterer Partizipation und – für eine normengebundene Einrichtung wie die Kirche sollte man ergänzen – zu einem erneuten Fokus auf Funktion bzw. Auftrag.

Aufbrüche in der Diaspora – Beispiele

Einführung

Im Folgenden werden Beispiele aus dem Bereich der Mitteldeutschen Kirche präsentiert. Es handelt sich um Aufbrüche, die einerseits im Rahmen der Studie „Landaufwärts“¹⁷ evaluiert wurden; zum anderen aber um sogenannte Erprobungsräume – andere Praktiken kirchlicher Arbeit in ländlichen Räumen.¹⁸ Mit dieser Auswahl geht einher, dass die Initiativen zu unterschiedlichen Zeitpunkten aufgetreten sind, weshalb ihre bisherige Laufzeit differiert. Dies ist durchaus beabsichtigt, da bei einigen Projekten Kontinuitäten bzw. Diskontinuitäten besser deutlich werden.

Das Haus der Begegnung in Globig

2009 wurde das „Haus der Begegnung“ als Mehrgenerationenhaus in Globig gegründet. An vier Tagen in der Woche lädt es mit besonderen Angeboten Kinder, Eltern, Teenager und Ältere ein, um miteinander zu reden, zu spielen und sich zu begegnen. Das Haus der Begegnung ist ein Projekt unter dem

¹⁴ A. a. O., 90.

¹⁵ A. a. O., 93.

¹⁶ Howaldt/Schwarz, Soziale Innovation, 90.

¹⁷ Vgl. Schlegel, Thomas/Zehlein, Jörg u. a., Landaufwärts – Innovative Beispiele missionarischer Praxis in peripheren, ländlichen Räumen. Die Greifswalder Studie, in: Kirchenamt der EKD (Hg.), Freiraum und Innovationsdruck. Der Beitrag ländlicher Kirchenentwicklung in „peripheren Räumen“ zur Zukunft der evangelischen Kirche, (KiA, 12), Leipzig 2016, 171–344.

¹⁸ Vgl. dazu www.erprobungsraeume-ekm.de und Schlegel, Thomas/Kleemann, Juliane (Hg.), Erprobungsräume. Andere Gemeindeformen in der Landeskirche (midi kontur 2), Leipzig 2022.

Dach der St. Petri-Kirchengemeinde Pratau, im Wesentlichen aber die Initiative eines Ehepaars. Man kooperiert eng mit dem Kirchenkreis. Vor Ort sind Ehrenamtliche maßgeblich in die Arbeit eingebunden. Dem Selbstverständnis nach handelt es sich um eine missionarisch-diakonische Initiative.



Abb. 1: „Haus der Begegnung“ in Globig

Das Kontaktcafé am Dienstag repräsentiert die Idee des Hauses wohl am besten: Menschen aus dem Ort begegnen sich, sie erzählen, essen selbst gebackenen Kuchen und spielen miteinander. Es kommen Kinder, deren Eltern, manchmal auch Teenager und Senioren. Die Gemeindepädagogin hält für sie eine Andacht bereit und leitet beim gemeinsamen Spiel an: Bingo oder etwas für die Feinmotorik, denn dort besteht Bedarf. Und so kommt alle vier Wochen eine Ergotherapeutin ins Haus. Für die Senioren gibt es im Herbst Gleichgewichtssport, damit die Senioren gut über den Winter kommen. Kinder können Gitarre lernen, die Teenager sich körperlich bei Fußball und Tischtennis auspowern, Eltern können in der Kleiderkammer nach dem Passenden schauen und sich bei Stammtischen austauschen, Arbeitslose ihre Bewerbung am PC schreiben und ausdrucken.

Bei den Festen entfaltet das Haus eine regionale Strahlkraft. Doch sollte man die Einrichtung nicht von den Angeboten her verstehen. Man will in erster Linie nur *da sein*, offen sein, Präsenz bieten und so Begegnung möglich machen. Denn das Entscheidende sind die persönlichen Gespräche: Dort werden die brennenden Fragen gestellt, die Sorgen geteilt, und dort hören die Globiger auch aufmerksam zu, wenn der Glaube zum Thema wird – so die

Gemeindepädagogin. Damit solche Freiräume entstehen, hat das Haus offen: Montag, Dienstag, Donnerstag und Freitag, ab 15 Uhr.

„Das ‚Haus der Begegnung Globig‘ wurde als christlich-diakonische Einrichtung unter dem Dach der Ev. Kirchengemeinde St. Petri Pratau mit Hilfe des Kirchenkreises Wittenberg ins Leben gerufen.“ Es will ein „Anlaufpunkt zur Hilfestellung bei sozialen Problemen sein“ und „soll den Menschen Mut machen, sich mit eigenen Ideen und Begabungen einzubringen“, so verrät es das Konzept auf der Homepage¹⁹. Das Haus wird über Spenden bzw. Zuschüsse der genannten Träger finanziert, hat für die Ausstattung der Kinderspielzimmer und anderer Räume gezielte Förderungen erhalten. Eine geringfügig angestellte „Bürgerarbeiterin“ kümmert sich um Catering und Bewirtung. Das Ehepaar, das hinter all dem steht, bringt sich ehrenamtlich ein. Die Gemeindepädagogin ist mit einer 70-%-Stelle vom Kirchenkreis angestellt. Für die Zukunft ist ein weiterer Mitarbeiter erwünscht, der gezielt Zeit mitbringt für Kinder und Jugendliche, die immer zahlreicher kommen.

Das „Haus der Begegnung“ Globig kann in mehrfacher Hinsicht als Aufbruch im hier beschriebenen Sinn gelten: Es antwortet auf gesellschaftliche und kirchliche Herausforderungen des peripheren ländlichen Raumes mit einem Konzept, das Vergemeinschaftung und Präsenz, Bildung und Mission verbindet. Vor dem Hintergrund der Fragmentierung in der ländlichen Gesellschaft gilt es, Menschen verschiedener Orientierung und verschiedenen Alters zusammenzubringen. Die Ausrichtung auf lediglich eine Zielgruppe wird von der Leiterin kritisiert: „Für mich ist Gemeinde generationsübergreifend.“ Durch den Abbau von Infrastruktur ist die Mobilität für Landbewohner eine Herausforderung. Viele Eltern wollen/können für entsprechende Bildungsangebote nicht fahren (zum nächsten Oberzentrum benötigt man 47 Min.). Deswegen versucht die Leitung, exemplarisch Angebote im Haus zu machen: Sport, Gitarrenunterricht, Ergotherapie. Das Haus der Begegnung möchte auch auf die kirchlichen Strukturveränderungen reagieren, weil das Herunterfahren der Infrastruktur das örtliche Gemeindeleben zum Erliegen gebracht hatte.

Die „Ad fontes“-Andachten im Kirchenkreis Schleiz

Seit dem Jahr 2010 gibt es für Gemeinden im Kirchenkreis Schleiz die Möglichkeit, an einem Andachtsprojekt teilzunehmen. Wenn sich drei Interessierte aus den eigenen Reihen finden, können sich diese an vier Abenden dazu ausbilden lassen, eine Andacht anzuleiten. Diese ist sehr schlicht und lebt vom Hören auf Gott in seinem Wort und in der Stille. Sie findet regelmäßig in der Kirche statt. Eingeladen ist das ganze Dorf bzw. die ganze Stadt.

¹⁹ Vgl. www.hausderbegegnungglobig.de (zuletzt besucht am 25.8.2022).



Abb. 2: Ad fontes-Andacht in der Stadtkirche St. Georg zu Schleiz

Im Kirchenkreis Schleiz gibt es 50 Andachtsgruppenleiter, die in neun Kirchspielen einfache Gebete mit Stille und Lesung anleiten. Dem Initiator des Projekts ist wichtig, dass es sich hier nicht um einen Gottesdienstersatz handelt. Er sieht die kleine liturgische Form eher in der Tradition der Hausandacht. „So wie einst mancherorts die Familie eines Hauses zusammenkam, um regelmäßig eine kleine Form der liturgischen Andacht zu halten, so soll mit dem Andachtsprojekt nun die Dorf- oder Stadtfamilie zur Andacht eingeladen sein.“²⁰

„Die Grundform der Andacht orientiert sich an den Grundelementen der Tageszeitengebete.“²¹ Auf die Glocken folgen das Entzünden der Kerzen, Eingangsvotum, Psalmgebet, Lesung, Stille, Fürbitten, Sendung und Segen. Gesang und Musik stellen keine notwendigen Elemente dar, können aber eingefügt werden. Auch auf Auslegung wurde bewusst verzichtet. Es soll möglichst schlicht bleiben, nicht nur wegen der beschränkten Möglichkeiten in den Dörfern, sondern auch wegen der Konzentration auf das Wesentliche.

²⁰ Faltblatt „Zurück zu den Quellen. Gemeindeprojekt im Kirchenkreis Schleiz in Zusammenarbeit mit der Christusbruderschaft Selbitz“, hg. v. Kirchenkreis Schleiz.

²¹ Bei dir ist die Quelle des Lebens. Überlegungen und Anregungen für eine Gemeindekirche von morgen, hg. v. Kirchenamt der EKM, Magdeburg 2008, 42. Der spätere Initiator des Projekts gehört zu den vier Autoren der Schrift und hat es hier bereits vorgestellt.

Dieses soll in der Erfahrung Gottes selbst, im Hören auf sein Wort und im Gebet liegen. So sei die Andacht keine neue Form, etwas „zu machen“, keine zusätzliche Veranstaltung, sondern „eine einfache Form des Empfangens, eine Einübung ins Beschenktwerden! Und alle Elemente sind nur deren Rahmung, die Hilfe. ... In der Stille, das weiß die christliche Tradition, geschieht unendlich viel. Es ist ein Raum, den Gott füllt.“²² Die enge Kooperation bzw. Inspiration durch die Schwestern der Christusbruderschaft Selbitz, aus der dieses Projekt erwachsen ist, wird u. a. hier spürbar.

Die Ausbildung der Andachtsleiterinnen und -leiter gleicht von daher auch der Einübung einer Haltung, einem kurzen Exerzitienweg, der das eigene Gespür für die Situation und den Raum, die Menschen und Gottes Gegenwart schult. Freilich werden auch Grundkenntnisse im Psalmenbeten, Lesen von Bibeltexten und liturgischer Präsenz vermittelt. Nach dem Ende der Ausbildung folgt eine Übungsphase in der Kleingruppe und allein. Gerade die Andacht für sich selbst ist eine wichtige Übung, weil es hier nicht um Teilnehmerzahlen geht. Beten, Hören und Bibellese können auch ohne Besucher stattfinden. Erst nach dieser einmonatigen Zeit entscheiden die Beteiligten, ob sich die Kirchengemeinde auf diese Form einlassen möchte. In einem Segnungsgottesdienst werden die Andachtsleiter – mindestens drei pro Gemeinde – eingeführt, und nach einem Jahr schauen alle, ob sie dieses „Ad fontes“-Projekt weiterführen wollen. Inzwischen hat diese Initiative auf die gesamte mitteldeutsche Kirche ausgestrahlt – und sie ist durch einen einfachen „Andachtskoffer“ des Gemeindedienstes gut vor Ort multiplizierbar.²³

Ob man unter der Überschrift „Zurück zu den Quellen“ und dem Gebet von etwas Innovativem sprechen könne, bezweifelt der frühere Superintendent und Initiator. Dennoch handelt es sich dabei um ein bisher ungewohntes Konzept, das auf zwei Wahrnehmungen reagieren will: Das Schwinden der gottesdienstlichen Präsenz in den Dörfern und das Schwinden der persönlichen Frömmigkeit in den Häusern. Lebensfähig sei eine Gemeinde aber nur dann, „wenn sie ausreichend Menschen aus ihrer Mitte aktivieren kann, mit deren Gaben elementare Grundvollzüge der geistlichen, diakonischen und verwaltungstechnischen Selbstorganisation der Gemeinde gestaltet und gelebt werden können.“ Angesichts des Zurückfahrens des institutionellen Netzes wird mit dem Andachtsprojekt versucht, die Selbstverantwortung der Gemeinden und die geistliche Kompetenz der Christen vor Ort zu stärken.

²² Der Initiator des Projektes im Gespräch (Vgl. Schlegel/Zehlelein, Landaufwärts [s. Anm. 17], 219).

²³ <https://www.gemeindedienst-ekm.de/was-wir-bieten/material/andacht-gottesdienst/andachtsbox.html> (zuletzt besucht am 25.8.2022).

Die Kirchengemeinde Nöbdenitz als Erprobungsraum²⁴

Im Jahre 2008 sah es noch nicht danach aus, als sollte die Kirchengemeinde Nöbdenitz einmal Erprobungsraum der EKM werden. Denn damals schien die Zukunft der Landgemeinde nach Strukturreformen ungewiss. „Die wollen hier die ganze Gegend dicht machen“, das war das Grundgefühl damals, erinnert man sich noch gut. Heute platzt das Gemeindeleben buchstäblich aus allen Nähten. Woanders versuchen Kirchengemeinden, ihre Gebäude abzustößen, in Nöbdenitz wird saniert und nun sogar neu gebaut, weil der Platz nicht mehr ausreicht. „Not lehrt beten“, weiß der Gemeindegemeinderatsvorsitzende, der damals mit zu denen gehörte, die nach einem Ausweg suchten: „Mir ist klar geworden, ich mache das hier nicht für den Pfarrer, sondern für Jesus.“

Die erstaunliche Gemeindeentwicklung wurde von der älteren Generation getragen, von Anfang an. Sie hatte 2008 das richtige Gespür: „Wenn wir nicht aufpassen, dann gibt es für uns hier nichts mehr im Alter.“ Das wollten sie mit vereinten Kräften verhindern, denn eine lebendige Gemeinde im eigenen Dorf bedeutet ihnen viel. Deswegen suchten sie nach neuen Wegen: „Wir müssen ganz neu denken und viel mehr Verantwortung übernehmen.“ Die Kirchenräte erfuhren von vielen Möglichkeiten, die ihnen kirchenrechtlich zukommen. Plötzlich entstand Raum für eigene Entscheidungs- und Gestaltungschancen. Der Blick wurde weit: „Wir müssen bei den Leuten Reinhören: Was gibt es für Bedürfnisse? Und zwar nicht nur bei den Gemeindegliedern!“, so das Aufbruchgefühl von damals. Seitdem stecken die Engagierten ihr ganzes Herzblut in die Arbeit der Kirchengemeinde, die nach ihrer festen Überzeugung den Menschen dienen soll. Das Miteinander muss gestärkt werden. „Bis vor ein paar Jahren kamen die Leute aus dem Dorf vor allem zu uns, wenn es um den Friedhof ging. Aber als wir die Friedhöfe aus der Hand gegeben hatten, dachten wir uns: So, jetzt kümmern wir uns um die Lebenden.“ Heute kommen KiTa-Gruppen und Schulklassen zu Kochkursen in die neue Mehrgenerationenküche. Menschen aus der ganzen Region nutzen die Angebote der Kultur- und Bildungswerkstatt, die in Kooperation mit der Kommune im alten Pfarrhof entstanden ist. Hunderte Gäste besuchen die Sommerkonzerte der offenen Kulturscheune. Familien und sogar die Bäckermeister der Region freuen sich an dem neuen Dorf-Backofen. Künstler kommen, um in der Atelier-Kirche Lohma auszustellen und viele Gäste lassen sich durch die Burgkirche Posterstein führen. Der zuständige Pfarrer lässt die engagierten Ehrenamtlichen gewähren und unterstützt, wo er kann. Konkurrenzgefühle oder Platzhirschgehebe bleiben hier glücklicherweise aus.

²⁴ Vgl. hierzu auch den Punkt 2.3 im Beitrag von Kerstin Menzel in diesem Band.



Abb. 3: Schülerinnen und Schüler kochen in der Mehrgenerationenküche der Kirchengemeinde Nöbdenitz

„Zu allen Veranstaltungen bei uns gehören Gottesdienste oder kürzere geistliche Impulse. Das ist uns sehr wichtig“, sagt die Koordinatorin des reichhaltigen Veranstaltungskalenders. Mit vereinten Kräften haben die Nöbdenitzer das geschafft, wovon viele kleine Dorfgemeinden träumen – sie sind das Herzstück einer lebendigen Ortsgemeinschaft.²⁵ Und noch immer sprudeln die Ideen. Dass es Schritt für Schritt geht und manches einige Jahre dauert, verstehen sie inzwischen als Gewinn. Denn so bleibt Zeit für die wichtigen Fragen: Was brauchen die Menschen hier? Was ist jetzt dran? Wie können wir das umsetzen, Menschen gewinnen und Gelder aufreiben? Das ausschließlich ehrenamtliche Engagement, die Bedarfsorientierung, die Integration der kirchlichen Gebäudestruktur (Kirchengebäude und Pfarrhof) und die Breite der Angebote bzw. die vielfältigen Vernetzungen markieren einen neuen Weg in der ländlichen Gemeindearbeit und insofern einen Aufbruch in Nöbdenitz.²⁶

²⁵ Die Merkmale eines Sozialen Ortes finden sich hier wieder (vgl. Kersten, Jens/Neu, Claudia/Vogel, Berthold, Das Soziale-Orte-Konzept. Zusammenhalt in einer vulnerablen Gesellschaft, Bielefeld 2022).

²⁶ Vgl. dazu den Bericht in der Broschüre „Kirche anders entdecken“, Erfurt 2019 (https://www.erprobungsraeume-ekm.de/wp-content/uploads/2020/01/EPR-Brosch%C3%BCre2019_16.pdf, zuletzt besucht am 1.9.2022).

Mobile Kinder- und Jugendarbeit entlang der A 38²⁷

Die Mobile Kinder- und Jugendkirche geht auf eine Initiative des Kirchenkreises Eisleben-Sömmerda zurück und besteht seit 2017 als Erprobungsraum der EKM. Ein multiprofessionelles Team aus Gemeindepädagogen, Kirchenmusikern und Pfarrern fährt dahin, wo es keinen Religionsunterricht und kaum noch Angebote für Kinder in den Gemeinden gibt. Dabei sind sie mit ihrem weißen Bus mit markantem Schriftzug schon gut zu erkennen, wenn sie auf dem Parkplatz der Kindergärten, Horte und Schulen (bis zur 6. Klasse) ankommen. Projektstage, Arbeitsgemeinschaften sowie Theater- und Musicalprojekte gehören zu ihrem Repertoire. Die „Mobile Kinder- und Jugendkirche“ macht sich auf den Weg dorthin, wo die Kinder und Jugendlichen einen großen Teil ihrer Zeit verbringen. In ihrem vertrauten sozialen Raum bringen die Mitarbeitenden sie mit Kirche und mit Themen des Lebens und des Glaubens in Kontakt. Neben Wissensvermittlung stehen dabei Begegnung, die Erfahrung von Gemeinschaft und die Stärkung der Selbstkompetenz der Kinder im Mittelpunkt. Dadurch sammeln viele erste Erfahrungen mit Vertretern der Kirche und lernen, Sinnfragen zu stellen und sich mit diesen auseinanderzusetzen. Ob sie getauft sind oder es in ihren Familien Bezugspunkte zur Kirche gibt, weiß das Team größtenteils nicht.

Die Kompetenzen des Teams im pädagogischen, musikalischen und theologischen Bereich bieten die Möglichkeit, vielfältige Themen und Zugangsweisen anzubieten. Die Zusammenarbeit mit Kolleginnen und Kollegen vor Ort ist wichtig, um Vernetzung herzustellen: zwischen den Bildungsorten, den Kirchengemeinden und dem Team selbst. Auch wenn dies nur punktuell gelingt, sind hier und dort Auswirkungen spürbar: Wo vorher kein Kontakt war, wird die Ortspfarrerin plötzlich von Kindern auf der Straße begrüßt und einer Krippenspiel-AG an der Schule steht nichts im Wege. Im Mansfelder Land rund um Lutherstadt Eisleben gibt es viele Orte, an denen das alles andere als selbstverständlich ist. Die Kirchenmitgliedschaftsquote ist gering. Kinder, Eltern und Lehrkräfte leben in einem konfessionslosen Raum. Dennoch begegnet dem Team eine große Offenheit für ihr Angebot. Gerade rund um die Lutherstätten in Eisleben und Mansfeld ist bei den Schulen ein Interesse an einer Kooperation mit der Kirche da. Wo es keinen Religionsunterricht an den Schulen gibt, sind häufig Ethiklehrkräfte die Ansprechpartner an den Schulen. Dadurch, dass sich die Angebote auch an den Lehrplänen ihres Fachs orientieren, ist bei diesen oft schnell das Interesse geweckt – zumal das Team schlicht personelle Unterstützung bei einer ausgedünnten Personaldecke bietet.

²⁷ Der folgende Bericht lehnt sich eng an den Beitrag von Sabine Weigel „Juchu, heute ist wieder Mobile Kirche!“ an (in: Schlegel/Kleemann [Hg.], Erprobungsräume [s. Anm. 18], 170–173) an. Ich danke ihr für die Zurverfügungstellung ihres Beitrags.

Einen Innenblick ermöglicht dieser Erfahrungsbericht des Teams: „Die Zusammenarbeit ... mit den Institutionen Schule, Hort und Kindergarten erleichtert ... den Zugang zu diesem kirchlichen Angebot. Das Vertrauen zu diesen und ihren Mitarbeitern überträgt sich auch auf uns. Gerade bei ... den Projekttagen ... ist das wichtig. Hier sind wir nicht nur mit den Kindern in Kontakt, deren Eltern sie bei uns anmelden, sondern erreichen alle Kinder. Dass das von der jeweiligen Einrichtung unterstützt und gewollt wird, ist unserer Meinung nach ein wichtiges Signal an die Eltern und nach außen. Mit Skepsis, Anfragen und Zurückhaltung gegenüber Kirche von Seiten der Erwachsenen rechnen wir in diesem weitestgehend konfessionslosen Umfeld und bei unseren weltanschaulich neutralen Kooperationspartnern immer wieder. Bei den Kindern müssen wir uns da keine Gedanken machen. Wenn wir uns bei ihnen vorstellen und sie fragen, ob sie eine Idee haben, was die Mobile Kirche sein



Abb. 4 und 5: Bus und Stand der Mobilien Kinder- und Jugendkirche des Kirchenkreises Eisleben-Sömmerda

könnte, dann denken sie an Mobiltelefone und diese Gebäude mit Turm und Glocken, in denen gebetet wird. Wir stellen dann uns und unsere Berufe vor. Wir sind die, die in der Kirche von Gott erzählen, Musik und Veranstaltungen für Kinder machen. Das Besondere ist, dass das nicht nur im Kirchengebäude geht, sondern auch im Klassenzimmer. Kirche und Glaube wird auf diesem Wege für die Kinder nicht als etwas Statisches, Ortsbehaftetes, sondern als etwas Mobiles, Bewegliches erlebbar. Kirche – das sind die Leute, die zu ihnen kommen und an ihnen interessiert sind. ... Dass wir selbst dabei nicht im gleichen Ort oder der gleichen Region wie die Kinder beheimatet sind, spielt dabei kaum eine Rolle. Wir erleben vielmehr, dass selbst einmalige Kontakte ... bei Kindern und Lehrkräften positive Erfahrungen mit Kirche und kirchlichen Mitarbeitern generieren können, die den Wunsch nach einer Wiederholung wecken. Wir sind überzeugt, dass auch eine Regelmäßigkeit in größeren zeitlichen Abständen nachhaltige Begegnungen ... ermöglichen kann.“²⁸

Lernerfahrungen

Vier verschiedene Berichte zeugen von neuen, ungewohnten Wegen, die auch in einer multiplen Diasporasituation gegangen werden. Ohne dies hier in aller Genauigkeit durchzuspielen, liegt die Vermutung nahe, dass sich die Kriterien der sozialen Innovation auf sie anwenden lassen, es sich also um solche im Raum der Kirche handelt. Weil dazu – ekklesiologisch betrachtet – auch der Heilige Geist vonnöten ist, kann man sie gut und gerne Aufbrüche nennen. Natürlich kann man die vier Ansätze nicht generalisieren, weshalb eine Typisierung daraus nicht möglich ist. Dennoch zeigen sich Methoden des Umgangs mit der Diasporasituation, die in Varianten auch an anderen Stellen begegnen:

1) Da ist der Ansatz bei der *Mobilität*. Der fehlenden Dichte wird ein zeitweises Aufsuchen und eine vorübergehende Präsenz entgegengesetzt. Wenn man sich vor Ort keinen Seelsorger mehr leisten kann, kommt dieser eben verlässlich an bestimmten Tagen.²⁹ Ein mobiler Anhänger³⁰ ermöglicht eine Nähe vor Ort in Verbindung mit Flexibilität usw. Dass damit nicht automatisch ein Verlust an Beziehungsqualität verbunden ist, veranschaulichen die O-Töne der mobilen Kinder- und Jugendkirche.

²⁸ Ebd.

²⁹ Vgl. <https://www.erprobungsraeume-ekm.de/erprobungsraum/mobile-seelsorge/> (zuletzt besucht am 1.9.2022).

³⁰ Vgl. z. B. <https://www.erprobungsraeume-ekm.de/erprobungsraum/badlangensalza/> (zuletzt besucht am 1.9.2022).

- 2) Ein weiteres Reaktionsmuster auf strukturellen Rückbau besteht darin, die Verantwortung auf mehr, aber vor allem andere Schultern zu verteilen. Christen vor Ort werden zu Gemeindegliedern in Verantwortung: für das geistliche Leben oder für die gemeindlichen Angebote allgemein. Das entlastet die kirchliche Personaldecke und ermächtigt Christenmenschen, ist aber als geplante Strategie durchaus ambivalent, weil sie nach Sparmaßnahme riecht und sich der *Ehrenamtliche* als Ausfallbürge schnell missbraucht fühlen kann. In der säkularen Diaspora scheint die Stärkung des geistlichen Lebens besonders angezeigt: Selbstverantwortet christliche Spiritualität gestalten zu können – jenseits des Versorgungsparadigmas –, dürfte zu einer Überlebensfrage kleinerer und kleinster Gemeinden werden – wie in anderen Weltgegenden auch.
- 3) Dass man dabei die vorhandene *Infrastruktur* (vor allem Kirchengebäude³¹, institutioneller Rahmen) einbindet, scheint nicht nur pragmatisch klug, sondern auch wegen dessen Symbolkraft ein guter Schachzug. So stellt der Neuaufbruch in Nöbdenitz Vertrauen her und knüpft an Gewohntes an, indem er sich in und nicht neben der kirchlichen Infrastruktur etabliert (auch Schleiz). Auch bei der Mobilien Kinder- und Jugendkirche baut man auf ein *institutionelles Grundvertrauen*.
- 4) *Multiprofessionelle Teams* bilden, damit die Kompetenz steigern, aber auch die Lust an der Arbeit erhöhen. Das versucht man nicht nur in der Stadt, auch auf dem Land scheint dies ein interessanter Weg zu sein: In Finnland praktiziert man das schon lange³², in Sachsen setzt man es um und in der EKM hat der Landesbischof diese Idee immer wieder in die Diskussion eingebracht.
- 5) Begegnung und Gemeinschaft, Überschaubarkeit und *Nähe* sind bei allen Beispielen Schlüsselqualitäten des Gemeindeaufbaus, die sich zwar auch in der Stadt finden, aber besonders in der Diaspora wichtig sind – was eindeutig gegen Zentralisierung und das Plädoyer für weite Fahrwege spricht.

Was lernen wir daraus? Dass Diaspora eben nicht nur die üblichen Herausforderungen der Ausdünnung mit sich bringt (kleine Zahlen, Mobilität als Dauerthema, geringe infrastrukturelle Dichte), sondern Räume öffnet, in denen Neues wachsen kann. Ein weiter Handlungsspielraum bietet Platz zum Experimentieren, was offenbar von innovationsbereiten Akteuren gern genutzt wird. Wenn dieser Freiraum mit Vertrauen und dem Mandat gepaart ist,

³¹ Vgl. dazu auch das EKM-Kooperationsprojekt mit der IBA: STADTLAND:KIRCHE 2017, mit dem Aufruf zu 500 Ideen für 500 Kirchen (<http://www.querdenker2017.de/>).

³² Vgl. Schlegel/Alex, Leuchtfeuer oder Lichternetz...

ausprobieren zu dürfen³³, sind die Ausgangsbedingungen für Neues günstig. Freiraum bedeutet allerdings auch, dass *kaum noch etwas Anderes da* war. In Globig fand kaum noch Gottesdienst statt. In Schleiz war es zunehmend schwieriger, die Gottesdienstversorgung zu gewährleisten.

Auch die Sozialwissenschaft betont die Chancen eines infrastrukturellen Rückbaus. Hier entsteht eine Lücke („gap in use“), welche einerseits einen durchaus begrüßenswerten Innovationsdruck („innovation pressure“) hervorruft, andererseits neue Möglichkeiten und Spielräume für Experimente bietet, die das Entstehen von Innovationen bedeuten können.³⁴ Denn diese entstehen „nicht nur aus ‚Dichte‘, sondern auch ‚in Freiräumen und Brachen‘ ... Solche Nutzungslücken finden sich vor allem dort, wo die Erste Moderne ihre Projekte aufgegeben hat“.³⁵ Die Schlussfolgerung geht sicher einen Schritt zu weit, aber es wirkt, als würden Abbrüche Aufbrüche fördern bzw. provozieren oder zumindest den Raum bieten, dass sich solche ungehindert entfalten können. Diese Tatsache würde die Hoffnung befördern, dass von der Peripherie des Landes her kirchliche Innovationen, ja, Aufbrüche kommen und Verbreitung finden.

³³ Zwei der Beispiele wachsen „von unten“, während die anderen vom Kirchenkreis, also der Leitungsebene direkt ausgehen. In allen Fällen aber ist das Mandat zum Experiment gesichert: Einmal durch die Leitung selbst und in Nöbdenitz/Globig durch Verantwortliche, die diesen Freiraum bewusst einräumen.

³⁴ Vgl. Stephan Beetz/Claudia Neu, From business development to quality of life. Innovation in rural northeast Germany, in: Outlook on AGRICULTURE 35/2 2006, 138 f.

³⁵ Beetz, Innovationsmilieus und Innovationsdeutungen, 55. An anderer Stelle verweist Beetz auf die historische Untersuchung Ibn Chalduns von 1951. Dieser „sah in der mittelalterlichen arabischen Welt die Städte als Zentren der Macht, deren administrative Fixierung aber gesellschaftliche Liberalisierung und Innovation hemmte, während sich diese in den Peripherien entwickelten.“ (Beetz, Stephan, Peripherisierung als räumliche Organisation sozialer Ungleichheit, in: Barlösius, Eva/Neu, Claudia [Hg.]: Peripherisierung. Eine neue Form sozialer Ungleichheit? Berlin 2008, 7–16, hier 9f.)